



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schöll, A.: Ueber Goethe's: Das Neueste von Plundersweilern : ein Beitrag zur Kritik des Goethe-Textes.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ueber Goethe's: Das Neueste von Plundersweilern.

Ein Beitrag zur Kritik des Goethe-Textes.*)

Die folgende Mittheilung über authentische Lesarten des Neuesten von Plundersweilern und über die erste Vorstellung dieses guten Schwanks denke ich nicht unschicklich in die Hände der Grenzboten zu legen, die uns von Zeit zu Zeit mit erheblichen Nachträgen zur Goethe-Literatur aus Handschriften zu erfreuen pflegen.

Das Bild, nach Goethe's Angaben gezeichnet und in Aquarell gemalt von Krauß, welches das Neueste von Plundersweilern zu sehen gab, wie es die Marktschreier-Verse des Gedichts hören lassen, blieb (versteht sich, im Nachlaß der Herzogin Amalie, der es verehrt war) wohl erhalten, wie 35 Jahre nach seiner Entstehung Goethe am Schluß des einleitenden Vorberichts bezeugte, mit welchem er das Gedicht zum erstenmal in der 20bändigen Ausgabe der W. (im neunten Bande 1817) im Druck erscheinen ließ. Unter Großherzog Karl Friedrich war es im Schloßchen zu Tiefurt in einem Zimmer, das noch andere verwandte Bilder aus dem Kunstschatz Amaliens enthielt, aufgehängt und wurde von Vielen oft hier gesehen, wo es noch gegenwärtig in unveränderter Umgebung zu sehen ist. Damals wurde Diezmann darauf aufmerksam gemacht und erhielt Erlaubniß, das Bild copiren zu lassen. So hat er es, verkleinert, in der Modezeitung heraus-

*) Mit einem, wenn noch so bescheidenen Beitrag zur Goethe-Textkritik in diesen Blättern aufzutreten, bin ich lange schon aus besonderem Anlaß verlangend. Als nämlich im Frühjahr 1867 meine Anzeige und Vertheidigung der Monographie von M. Bernays „über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes“ in den Grenzboten erschien, folgten im nächsten Hefte „Ein Beitrag zur Textkritik des goetheschen Clavigo“ und im ferneren „ein Beitrag zur Kritik des Wilhelm Meister“, welche zusammen eine Reihe Erinnerungen gegen Textherstellungen von Bernays und Rechtfertigungen der beseitigten Lesarten enthielten. Was mich hierbei ansocht, war nur, daß das S. unter beiden Aufsätzen für Unterzeichnung meiner Wenigkeit mit dem Anfangsbuchstaben meines Namens genommen werden konnte. Wer von meiner Anzeige nur flüchtig Notiz genommen, konnte glauben, meine Vertheidigung der Methode von Bernays schließe im einzelnen Falle der Anwendung eine Meinungsverschiedenheit nicht aus. Daß diese Annahme nicht eitel war, bewies bald darauf die Beurtheilung der Schrift von Bernays, die mein Freund Sauppe in den Göttinger Gelehrten Anzeigen gab. Er bezog sich auf die Gegenbemerkungen meines mir unbekanntem Doppelgängers mit dem Ausdruck, er könne „seinem lieben Freunde S.“ nicht Recht geben. Das Mißverständnis aber, das zwischen uns beiden sich heiter löste, erwies mir denn doch die Nothwendigkeit, das Autorrecht jenes mir unbekanntem Verfassers wenigstens insoweit sicher zu stellen als ich meinerseits an seinem Artikel auch nicht den geringsten Theil zu haben behaupten kann. Indessen versparte ich diese Verichtigung, da sie zur Kritik des Goethe-Textes nur mittelbar gehört, auf eine Gelegenheit, wo ich etwas diesen unmittelbar Betreffendes mitzutheilen im Falle sein würde. A. Schöll. — [Seines Zeichen S. ist den erwähnten Kritikern von 1867 nicht durch den Verfasser, sondern durch die Redaction d. Bl. zugelegt worden. Die Red.]

gegeben, was er aber vom Text des Gedichtes beifügte, der Druckausgabe von Goethe's Werken entnommen.

Alein in jenem Zimmer zu Tiefurt lag und liegt unter dem von Diezmann vervielfältigten Original des Bildes auch noch eine Handschrift des Gedichtes, die füglich ein Original-Manuscript heißen kann. Die Verse zwar und das kurze Vorwort (kürzer als jenes 1816 der Druckausgabe vorausgeschickte) sind nicht eigenhändig vom Dichter geschrieben, sondern von seinem Schreiber, aber die Unterschrift unter dem Vorwort: J. W. v. Goethe ist eigenhändig und bezeugt mit dem Datum daneben: Weimar, den 6. December 1827, daß Goethe selbst, noch in Karl August's Tagen (im letzten Lebensjahr seines fürstlichen Freundes), die Handschrift als eine Festgabe an den Hof gesandt hat, etwa dem Erbprinzen Karl Friedrich zu einer Gelustigung am Nicolaustage, der ja auf den 6. December fällt und stets von Karl Friedrich mit seiner hohen Gemahlin durch eine heitere Feier bezeichnet wurde. Als eine Festgabe, geschmückt von des greisen Dichters eigener Hand, gibt sich das Manuscript auch äußerlich zu erkennen. Es ist nämlich in Carton-Futteral ein Quartheft, in Pappe gebunden, und der Deckel hat auf beiden Außenseiten eine gezeichnete, leicht mit Farben ausgeführte Arabeske zur Verzierung. Zwei ovale Guirlandenringe liegen übers Kreuz in Diagonale, so daß ihre Enden auf die Ecken des Deckels zu gehen; da, wo sie einander durchschneiden, in der Mitte ein vierseitig begrenztes Feld entsteht, und um dasselbe in den vier Enden der beiden Guirlanden bogenförmige Felderchen. In den letzteren schweben Schmetterlinge, in dem mittleren Feld aber lacht ein Satyrkopf; und die Deckel-Ecken füllen vier Masken aus, durch deren Augenlöcher die Guirlanden hindurchgezogen sind. Was nun in dieser Handschrift das Authentische des Gedichtertextes betrifft, so hat Goethe diesen nicht etwa vom Schreiber nach dem seit zehn Jahren vorhandenen gedruckten copiren lassen, sondern ihm denselben aus seinem Original dictirt.

Das ergibt sich mit Sicherheit aus den Varianten und den Ergänzungen, wie sie dieser geschriebene Text, gegen den gedruckten gehalten, darbeut. Die Handschrift ergibt hiernach für die philologische Textkritik die ältesten, der Quelle nächsten Lesarten.

Diese Nähe am Original verräth sich in unserer Handschrift zum Theil schon an der sprachlichen Form. So heißt es an der Stelle, wo von der Frau Kritik die Rede ist, die in ihrem gemäckerreichen Serrail allerart Leute aufnimmt, Zeile 85 „Doch läßt aus Furcht für Neidesflammen Sie ihre Freunde nie zusammen“; eine Anwendung der Präposition für, die im vorigen Jahrhundert zur Zeit der Entstehung des Gedichts noch guter deutscher Sprachgebrauch war, während in unserem Jahrhundert in solchen Bezügen immer ausschließlicher vor an ihre Stelle trat und so auch beim Druck unseres Gedichtes gleich von der ersten

Ausgabe 1817 an. Einen andern bezüglichen Archaismus haben die älteren der Druckausgaben noch mit unserer Handschrift gemein. Am Schluß der Schilderung von dem Siegesjubel der Knaben in der Freundschaftslaupe lesen wir, wie unter der Löwenhaut, auf der sie sitzen, ein Murmelfaß vorgucke: „Daraus denn bald ein Jedermann (S. 156) Ihre hohe Ankunft errathen kann.“ Erst die Ausgabe von 1840, wie dann auch die neueste Cotta'sche (Ausgew. W. Bd. 16, Stuttgart 1867) hat Abkunft. Daß dieses ganz sinngemäß sei, unterliegt keinem Zweifel. Da aber Luther und überhaupt die Sprache des 16. Jahrhunderts, die sich der jugendliche Goethe so mannigfach angeeignet hat, Ankunft in dem Sinne gebrauchte, in welchem wir jetzt nur Herkunft oder Abkunft sagen, und da in unserem Gedicht an dieser Stelle alle bei Goethe's Leben erschienenen Druckausgaben und die von ihm dictirte Tiesfurter Handschrift Ankunft haben, so ist zuverlässig, daß er hier dieses Wort gesetzt und nicht Abkunft. Auch in Goethe's Iphigenie findet sich (beiläufig bemerkt) eben diese Variante, worüber unlängst Sauppe (Göttinger Sommerprogramm 1870 S. 7 f.) gesprochen hat. An einer Stelle, wo zwei von den ältesten Bearbeitungen, wie auch die Festsausgabe von 1825 und von der des Jahres 1828 an alle folgenden Ausgaben die Lesart: „das Geheimniß deiner Ankunft“ geben, hat man aus andern Recensionen Abkunft als allein passend vorziehen wollen. Dies beseitigt Sauppe durch den Nachweis, daß Iphigeniens Verschweigen ihrer Herkunft und Vergangenheit untrennbar sei von dem Schweigen über Art und Weg ihrer Ankunft im taurischen Heiligthum, welche sie und Thoas einfach als unmittelbare Handlung der Göttin und Einsetzung zu ihrer Priesterin anzunehmen haben. Zugleich bemerkt Sauppe, der Dichter brauche wiederholt in diesem Drama den Ausdruck Herkunft, niemals Abkunft. Hierzu kann der Zusatz gemacht werden, daß auf Grund des älteren Sprachgebrauchs (den Grimm's Wörterbuch auch noch bei Opitz und noch bei Schriftstellern des 18. Jahrhunderts nachweist) und kraft der Stelle unseres Gedichts, wo der Ausdruck Ankunft jene Deutung, die in der Iphigenie ihm gegeben werden kann, nicht zuläßt, unleugbar Goethe zur Zeit der Abfassung seiner Iphigenie Ankunft gleichbedeutend mit Herkunft gebraucht hat. Dieses sei für die Duellnähe der Tiesfurter Handschrift angeführt, nicht um es zu tadeln, wenn man für neuere Leser „Abkunft“ drucken läßt. Dergleichen Aenderungen in das zur Zeit Currentere hat Goethe bei Leben Correctoren und Revisoren zugestanden; auch wohl einmal selbst vorgenommen. Es ist etwas Aehnliches, daß er die ursprünglich gebrauchte mundartliche Wortform für den Druck in die schriftdeutsche hat ändern lassen S. 218 unseres Gedichtes, wo in der Tiesfurter Handschrift die Epigrammendichter mit „Lettichkugeln“ schießen, schon im ersten Druck aber hochdeutsch mit

„Kettenkugeln“. Diese ursprüngliche Lesart führe ich noch weniger deshalb an, um den Goethephilologen ihre Herstellung im jetzigen Text zur Pflicht zu machen, wiewohl ich gestehe, daß für mein Ohr die mundartliche Form euphonischer ist. Streng diplomatische Kritik ist für die Textreinheit unerläßliche Grundlage, nicht letzte Instanz. Daher könnt' ich es nur billigen, wenn die neueste kritische Ausgabe des Neuesten v. Pl. in dem Passus von der Bühnenkatastrophe S. 276 anstatt „Und bringt den Alten fast den Tod“ „dem Alten“ gesetzt hätte, obgleich gegen alle Druckausgaben und gegen die Tiesfurter Handschrift. Die einzig richtige Sinnbezeichnung geht doch nur auf den einen Alten zurück, der unmittelbar vorher in Vorstellung gebracht ist (S. 271 „Ein Mann, der droben im Reifrock steht, deutet auf hohe Gravität“) und das textlich ursprüngliche den ist provinziell-sächsischer Dativ der Einzahl, nicht der schriftdeutsche der Mehrzahl, für welchen ihn der Leser nimmt. In den Text ist er wahrscheinlich nur durch den Schreiber gekommen. Dies gilt auch von dem Fehler in der letzten Zeile: „Und dieser Rärm dient auf einmal Auf unserm Schauspiel zum Final.“ Die nothwendige Verbesserung „Auch unserm Schauspiel“ hat gegen alle vorausgegangenen Ausgaben erst die von 1840 gemacht. Diese wird nun aber auch diplomatisch bestätigt durch unsre Tiesfurter Handschrift.

Wenden wir uns nun zu den Varianten derselben, die für künftige Druckausgaben zur Textherstellung gereichen. S. 251 haben bisher die letzteren alle: „Im Vordergrund sind zwei feine Knaben“, die Tiesfurter Handschrift: „Im Vordgrund“, was dem Verse besser ansteht. Ebenso gibt höher oben S. 135 die vulgata „Wie denn nun fast jede Stadt (Ihren eignen Mondschein nöthig hat)“ einen lahmeren, dem munter trollenden Marktschreier-Vortrag minder gemäßen Vers als in der Tiesfurter Handschrift: „Wie denn nun fast eine jede Stadt“.

Erheblicher und nicht ohne Räthselreiz für die Erklärung ist eine Ditto-graphie am Schluß der ausgezeichneten Verstandsbildlichung Wielands. Man muß von ihrem Anfang ausholen, um in dem Schwung der Vorstellung die parodische Schwebel zu empfinden.

B. 189 Ihr kennt den himmlischen Merkur,
Ein Gott ist er zwar von Natur;
Doch sind ihm Stelzen zum irdischen Leben
Als wie ein Pfahl ins Fleisch gegeben;
Darauf macht er durch des Volkes Mitte
Des Jahrs zwölf weite Götterschritte.

Die Stelzen also, die ihn so hoch heben und so weit ausgreifen lassen, sind doch als eine schlimme Mitgabe seines Götterberufs bezeichnet. Sie sind auch im Bilde von ungemeiner Höhe; es fällt ihre unverhältnißmäßige

Länge zu der persönlichen des zierlich schlanken Götterboten ins Auge, der, indem er sich ihrer bedient, seine Glieder an sie klemmen muß und zu vor- sichtig gebückter Haltung gezwungen ist. An dieser Entfernung, aus welcher der an Haupt und Knöcheln beflügelte Gott durch die hölzerne Maschine sich so angelegentlich mit dem platten Boden in Berührung setzt und auf ihm behauptet, fühlt sich um so komischer der Widerspruch, daß Der, dessen Flug nach den Attributen seiner eigenen Figur hochhin und freiweg über die Erde gehen könnte und sollte, seinen Hochstand und Fortschritt von diesem beschwerlichen mechanischen Contact mit dem gemeinen Erdboden abhängig macht. Nun folgt das, worin er unter dieser Complication seine Genug- thuung finden mag:

Auf seinen Scepter und seine Ruthe
Thut er sich öfters was zu Gute.
Vergebens ziehen und zerrn die Knaben
Und möchten ihn gerne herunter haben;
Vergebens sagst du, thöricht Kind!
Die Stelzen, wie er, unsterblich sind.

Die Insignien der Strafmacht gibt das Gemälde gar wohl zu schauen, weniger, wie sie so weit hinabreichen mögen, und wie die nothwendig an die Stelze geklammerte Hand, um mit ihnen zu wirken, sich soll frei machen können. Natürlicher läßt der Augenschein von der Bethätigung aggressiver Jugend an dem hölzernen Pedal schlimmen Erfolg erwarten, so daß die Ver- sicherung seiner Unsterblichkeit nicht überflüssig ist. Für den Inhalt dieser 6 Verse kann der Commentator ein belegendes Beispiel finden im dritten Anhang bei D. Jahn Goethe's Briefe an Ch. G. v. Voigt, Leipzig 1868, S. 453 ff. Es war in den ersten Monaten des Jahres, in dessen letztem das parodische Bild aufgestellt wurde, daß Wieland, auf eine im Merkur hingeworfene Herausforderung in kampfrichterlichem Tone, mit anonymem Einsendung sie ausnehmender poetischer Proben von Voigt und Herder mysti- ficirt ward. Er hielt sie für Versuche grüner Knaben, ließ den ersten im Merkur erscheinen mit magisterlicher Censur und fertigte dann darin den zweiten, unaufgenommen, noch magisterlicher ab. „Dem noch sehr jungen und bescheidenen Musensohn habe er vor der Hand nichts zu sagen, als daß es ganz gut ist, allerlei exercitia stili zu versuchen, aber daß man solche Uebungen nicht drucken läßt. Uebrigens ist bei ihm jetzt die Zeit, wo Ho- razens Rath eintritt: Vos exemplaria Graeca — — imgleichen das bekannte Multa tulit fecitque puer — — extimuitque magistrum. Die jungen Herren stellen sich die Sache zu leicht vor; aber darum reussiren sie auch so gut! — Also: Scribite, Pueri, scribite!“ Diese Ermahnung, das Dichten doch mit mehr Mühsamkeit und Angst zu betreiben, machte den Schluß einer

Klage, daß die Gewogenheit, in der seit Anfang des Jahres verschiedene, meist ungenannte Correspondenten den Merkur mit Beiträgen beschenken, ihn in Verlegenheit setze. Aehnlich die nächsten Verse der Bildererklärung:

Es schaut zu ihm ein großer Hauf
Von mancherlei Bewunderern auf;
Doch diesen Paß, so schwer und groß,
Wird er wohl schwerlich jemals los.

Und nun die Vision:

Wie ist mir? wie erscheint ein Engel!
In Wolken mit dem Lilienstengel!
Er bringt einen Lorberkranz hernieder,

B. 208 Er sieht sich um und sucht sich Brüder.

Hier weiß auch der Zuhörer und Zuschauer nicht recht, wie ihm ist. Er fühlt sich im Horizont von Plundersweilern, empor an dem hochschreitenden Merkur, hinaufgekommen in die oberste Region und feinste Luft. Es liegt ihm am nächsten, daß hier das Erscheinen des anmuthigen Kindgenius (zumal er auch auf dem Bilde gerade im Zenith des gebückten Flügelbotenkopfes hervortritt) dem himmlisch irdischen Mercurius gelte. Dieser, dem vor einem Jahr für seinen Oberon Goethe einen Lorberkranz gesandt, — dieser ist es doch wohl, für den der holde Knabe seinen Lorberkranz herniederbringt. Aber was thut er? Er hängt ja doch den Kranz nicht an der Stelzenspitze auf, sondern: er sieht sich um und sucht sich Brüder. Wäre etwa sein Lilienstengel nicht der des Engelgrußes, sondern gäbe ihn als den schönen Zwerg Oberon zu erkennen, kommend mit dem Lorberkranz, den er vor einem Jahr davon getragen, und sich umsehend nach einem heurigen seines Gleichen? Allein als Oberon hätten billig ihn Bild und Vers — wie es leicht war — kenntlicher gezeichnet. Gesagt wird nur, daß der lieblich grüßende, ruhmverheißende Engel sucht, nicht, daß er gefunden. Der unmittelbare Uebergang zu den ferneren Dichterkranzbewerbern scheint vielmehr den im Suchen verlassenen Genius einfach auf die Bedeutung eines reineren und höheren Himmelsboten und Kampfrichters als der bestelzte mit Zepter und Ruthe ist, zu beschränken, der mit seiner schönen Neigung in der Schwebe bleibt. Nun steht aber in der Tiefurter Handschrift statt dieses: „Er sieht sich um und sucht sich Brüder“:

Er bringt einen Lorbeerkranz hernieder
Und kehrt betrübt zum Himmel wieder.

In dieser Form — auf welchen Theil der angeregten Vorstellungen man auch die Absicht des Engels beziehe — auf den Bewunderer-Paß, den Wieland nicht los wird — auf die Knaben, die ihn vergeblich aus seiner Richterhöhe werfen wollen — auf seinen eigenen verdienten Preis, oder endlich ganz allgemein auf die bisher gezeigten und die ferner vorzuführen Prä-

tendenten des Parnasses von Plunderweibern: immer bleibt es verfänglich parodisch, daß unmittelbar nach der Feier von Wieland's göttlicher und pfalzgräfllich kritischer Bedeutung der himmelentschwebende Ruhmesgenius mit seinem Lorberkranz nur ankommt, um sofort betrübt wieder umzukehren.

Daß Wieland, der unter den Weihnachtskindern der Herzogin Amalie anwesend zu denken ist, schon an der Aufdeckung der Mayenlaube seiner Halberstädter Freunde sich schlecht erbaut und nun nach der barocken Vorstellung seiner eigenen Mission in dem leisen elegischen Zug der himmlischen Ceremonie ein böses Rüstchen gespürt, das ihm Husten zuzog, darf man muthmaßlich unter der Zeile des goetheschen Vorberichts lesen, wo er sagt: „Dieser Scherz gelang zur Ergezung der höchsten Gönnerin, nicht ohne kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen, die sich getroffen fühlen mochten.“ Da die hohe Gönnerin das Vergnügen an diesem Bild und seiner gereimten Auslegung nicht auf den Kreis dieses Abends beschränkt wissen, sondern wiederholt und noch mit andern Vertrauten genießen wollte, kann sich der Dichter sehr bald veranlaßt gesehen haben, den Vers 208 zu mildern. An die Stelle der betrübten Umkehr zum Himmel hat er vielleicht schon damals das nicht so entschieden hoffnungslose Verweilen des Genius im Umsehen und Suchen nach Brüdern gesetzt, wie es der betreffende Vers in der Druckausgabe des Gedichtes ausspricht. Aber die nach aller Wahrscheinlichkeit erste Fassung des Verses, die er in die Tiefurter Handschrift übergehen ließ, ist doch der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens werth genug, um künftig in jeder sorgfältig hergestellten Ausgabe dem Leser als Originalvariante unter dem Text mitgetheilt zu werden.

In den Text aber ist die Lesart des Tiefurter Manuscripts, mit der ich nun die Erhebungen aus ihm beschließe, aufzunehmen ganz nothwendig. Denn an ihrer Stelle hat schon die erste Druckausgabe keine Variante, sondern bloß eine Lücke, die auszufüllen der Dichter auch in allen späteren dem Scharfsinn der Leser überlassen und ihnen dazu kein weiteres Mittel geboten hat, als daß es nur Ortsnamen sein können, die zu errathen einerseits die im Nächstfolgenden angegebene Local-Industrie dienen muß, andererseits der geforderte Reim der Ortsnamen-Endung auf das seyn der vorhergehenden Zeile. Ebenso nothwendig setzt man dabei voraus, daß der berührten Local-Industrie etwas Ehrenrühriges anhängen müsse; weil sonst die Unterdrückung der speciellen Ortsbezeichnung ganz unmotivirt bleibt. Es ist vielmehr für die Einführung dieser Lücke V. 8 schon in den Erstdruck dieselbe vorausgegangene Rücksicht, Verfängliches zu verschleiern, wie für die der Variante in V. 208 als Ursache anzunehmen. Zunächst scheint es sich freilich nur um eine Gegend zu handeln, wo viele Vogelbauer für den Verkauf von Vögeln producirt werden. Faßt man bloß dies ins Auge, so ist die Schwierigkeit nicht, daß

sich solcher Orte keine, sondern daß sich zu viele nennen ließen. In dieser Hinsicht war der einzige mir bekannt gewordene Versuch — ich weiß nicht mehr, welches Commentators — die Lücke mit zwei deutschen Strömen auszufüllen, umfassend genug. Er meinte, es sei zu lesen: „zwischen Donau und dem Rhein.“ Kein Zweifel, daß in diesem weitgegriffenen Bereich Vogelbauerverfertiger und Vogelverkäufer mehrfach anzutreffen waren und sind. Freilich nicht minder in sehr vielen andern Länderstrichen. Vor allem aber, wenn der Dichter so geschrieben, was konnte ihn bewegen, eine so unbestimmt weite, harmlose Grenzenbezeichnung in der Ausgabe für den Druck zu streichen? — Unzöglich kann nur das speciell Bezeichnete sein. In der That sind die Ortsnamen, welche die Tiesfurter Handschrift gibt, ganz specielle:

Und zwar mag es nicht etwa seyn,

B. 8 Wie zwischen Cassel und Weißenstein

und sobald ich sie vor Augen bekam (es war vor vielen Jahren) warfen sie mir ein scharfes Licht über den treffenden Sinn der an sie geknüpften Vorstellung. Er leuchtete mir ein unabhängig von der Bestätigung, die ich erst vor kurzem von einem Eingeborenen Cassels erhielt, daß zwischen Cassel und Weißenstein (wie bekanntlich der Hügel heißt, an welchem die Wilhelmshöhe liegt) das Strafärbeitshaus gelegen sei, in welchem bis in die neuere Zeit die Sträflinge mit Verfertigung von Vogelbauern sich nützlich machen müssen. Dies congruente Accidens macht die Anführung des Dichters verantwortlicher und neckischer zugleich. Es erschöpft aber keineswegs die Anwendung und erklärt auch nicht das Zurückziehen der Ortsbenennung aus dem zur Verbreitung bestimmten Text. Denn wenn weiter nichts gemeint war, als eine so glimpfliche Anstrengung und mäßige Verwerthung der Arbeitskräfte von Sträflingen, so durfte laut gesagt werden, wo diese löbliche Einrichtung bestehe. Aber es ist ein ungleich Schlimmeres, was aus dem Zusammenhang hervorblizt. Der Zusammenhang ist dieser. Gleich im Eingang wird auf die Erweiterung von Plundersweilern durch neue Gebäude aufmerksam gemacht. Und dabei gehe es nicht etwa so, wie zwischen Cassel und Weißenstein, wo man rastlos Vogelbauer auf den Kauf mache und die Vögel in die weite Welt verkaufe, sondern in die neuen Häuser von Plundersweilern drängen sich die Leute, um für ihr Geld sich einzumietzen zum Lesen, zum Hinausschauen auf die öffentlichen Vorläufe und um, wie es nachher weiter ausgeführt wird, als Autoren ihre Werke unter Dach zu bringen, als Recensenten im Serail der Kritik zu hausen u. s. w. Die Vogelbauer sind also das contrastirende Gegenbild der Literatur-Institute, die Vögel Gegenbild der literaturdurftigen und von der Literatur Fach machenden Leute. Die Letzteren werden nach eigener Begierde und Bestrebung in den Salons, Gemächern und Hallen von Plundersweilern aufgenommen und ergeht, unter-

gebracht und beschäftigt, etabliert und cultivirt, die Vögel in Cassel wider Willen in die Käfige gebracht, nicht um hier Gemach und Ergehen zu finden, sondern um gefangen gehalten und weitweg verkauft zu werden. Indem Plundersweilern mit der Zunahme seiner Wohnhäuser und Gassen und der in ihnen sich häufenden Bevölkerung den gehäuften Vogelbauern der kleinen am stärksten mit Militärbauwerken versehenen Residenz und ihrer Entleerung von den zur Veräußerung bestimmten Käfigbewohnern entgegengesetzt wird, ist gleich zu merken, daß hier Logis-Gäste anderer Art als die kleinen Flügelthiere gemeint und sie Vögel nur darum, weil sie gleich mitleidslos allerwege eingefangen werden, ihre Quartiere gehäuften Vogelbauer nur darum genannt sind, weil die vielen dichten, engen Behälter sie, der Freiheit beraubt, für den gezwungenen Export in der Ferne zusammenhalten. Dem harmlosen Unfug, mit dem die Plundersweiler Ideal-Gebäude und Apparate ihre immer wachsende Bevölkerung anziehen, verführen, unterhalten, gefangen nehmen, rasiren,bürsten, austlopsen, der Stempelgebühr unterziehen und ihren Schwärmereten, Magisteransprüchen und Narrenspielen die mannigfaltigsten Tummelplätze öffnen, wird als totalverschieden der ernsthafteste Unfug der landgräflichen Residenz vorausgeschickt,

Als wo man emsig und zu Haus
Macht Vogelbauer auf den Kauf
Und sendet gegen fremdes Geld
Die Vöglein in die weite Welt.

Daß Goethe von seinem lieben Puppenspielflecken das Neueste aufs Tapet brachte, war fünf Jahre nach dem Subsidientractat des Landgrafen von Hessen mit Großbritannien, in Folge dessen der Soldatenfürst die mit Werbernehen und Zwangstricken eingefangenen freien Wandervögel und casernirten Unterthanen für das liebe englische Geld (ihren Transport mit höchst eigener gegen Desertion geladener Flinte überwachend) in die weite neue Welt zu dem Krieg entsendet hatte, der noch fort dauerte. In dieser Zeit war der Seitenblick auf den blühenden Vogelmarkt verständlich genug und war im Beginn des Vortrags ein Pritschenschlag auf denselben Zwangscosmandozopf, dessen gravitätischer Repräsentant auf der Theaterbühne am Schluß dieses Vortrags dem Triumph der muthigen über Souffleur und Confident hinwegstürmenden Jungen unterliegt. Dieses rauschende Finale der neuesten Plundersweiler Ausgelassenheit schlug in einen der Controverspunkte ein, die durch Friedrichs des Großen Schrift de la littérature allemande auf die Tagesordnung gebracht, ebendamals die schönen Geister Deutschlands in Bewegung setzten, im Anfang des Jahrs auch die Dialektik unsres Dichters zu einem „Gespräch über die deutsche Literatur“ erweckt hatten und noch vor einem

Monat bei dem Schattenspiel des „Midas-Urtheils“ von seiner reagirenden Laune mit einem improvisirten Ausfall gestreift worden waren.

Ich rede hier immer von dem Jahre 1781. Dies ist allerdings im Widerspruch mit Goethe's eigener über ein Menschenalter später gemachten Angabe im Vorbericht sowohl zur Druckausgabe als in dem zur Tiefurter Handschrift, der die Weihnachtsaufstellung ein Jahr früher setzt. Allein schon Riemer hat richtig bemerkt, daß auf dieses Maler- und Dichterwerk die Aeußerung der Göchhausen im Brief an Merck vom 11. Februar 1782 zu beziehen ist: „Noch etwas ist diesen Winter zu Stande gekommen, wovon ich aber nichts schreibe, weil ich's vielleicht bald selbst schicken kann und wahre Essenz für dero Magen sein wird.“ Ebenso richtig hat Dünker den Brief der Herzogin Amalie an Anebel vom 15. Januar 1782 angezogen, wo es heißt: „Sie werden aus dem Brief der Göchhausen und aus der Beilage gesehen haben, wie wir unser Leben hinbringen, das Tableau muß man mit Augen sehen, um sich eine lebendige Vorstellung davon zu machen. Ich bin ganz stolz, so einen Schatz zu besitzen. Es ist also unwidersprechlich, wenn Dünker die Entstehung des Gedichtes erst im Winter 1781, wie in diesen Briefstellen, so in Goethe's Billet an Frau v. Stein vom 20. Decbr. 1781 bezeugt findet: „Meine Verse zu der Zeichnung sind bald fertig. Gestern Abend ging's ganz frisch.“ Allerdings berechtigt die Ankündigung der Göchhausen an Merck, und dann wieder der lebensvolle Brief von Goethe's Mutter, den der Sohn im Februar oder März der Frau von Stein (II. S. 156) mittheilte, auch zu dem Schluß, daß das Neueste von Pl. im ersten Vierteljahr 1782 der Frau Kath und den Vertrauten in ihrer Nähe zur Kenntnißnahme übersendet worden. Mir ist urkundlich unbekannt, daß Bild und Verse gegen Ende Februar der Frau Kath zugingen und daß damit von ihr zu Anfang März Bölling, Riese und Merck bewirthet wurden — Merck, der Nichts von der Recitation nachschreiben und Nichts vom Bild abzeichnen durfte, aber mit lebhafter Ueberraschung in dem Manne, der auf dem Söller der Kritik die Kleider ausklopft, sich selbst erkannte.

Dies wäre denn für Goethe's Zeitangabe die Berichtigung, die ich vorausschicken mußte, indem ich aus dem Tiefurter Manuscript nun auch den Vorbericht als eine Original-Variante von jenem der Druckausgabe beigelegten hier mittheilen will. Wenn der gedruckte die neckischen Anzüglichkeiten der Weihnachtsaufstellung im Gemach der Herzogin Mutter mit der Einrichtung dieses Bescheerungsabends bei der Fürstin selbst insofern motivirt, als er sagt, auf den mannigfach behauten Tischen und Gestellen habe von den Personen des nächsten Kreises der Fürstin „jeder Einzelne solche Gaben gefunden, die ihn theils für seine Verdienste um die Gesellschaft belohnen und er-

freuen, theils auch wegen einiger Unarten, Angewohnheiten und Mißgriffe bestrafen und vermahnen sollten": so ist die Motivirung des Tiefurter Arguments einfacher. Auch ist in dem letzteren nicht von „Mehreren dieses Vereins“ die Rede, „die sich der Fürstin eine Gabe darzubringen verbunden“, sondern nur von den eigentlichen Producenten, dem Maler und dem Dichter. Das Ganze lautet:

Nachdem in den letzten siebenziger Jahren das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ mehrmals mit vorzüglichem Beifall in Ettersburg aufgeführt worden, so gab das in der Folge Gelegenheit zu scherzhafter Frage, ob von diesem vielbesprochenen Orte nicht irgend etwas Neues zu vernehmen sei. Unterzeichneter beredete sich deshalb mit dem immer bereitwilligen Künstler Rath Krause (schr. Krauß) und man verfaßte gemeinschaftlich ein allegorisch satirisches Bild, welches zu Weihnachten 1780 (schr. 1781) Ihro Durchlaucht der Frau Herzogin Amalie in wundersamem Goldrahmen von zwei bekannten Masken, dem Marktschreier und Hannswurst, wie man sie auf dem Theater gesehen, vorgestellt und von Ersterem das nachstehende Gedicht emphatisch recitirt wurde.

Weimar, den 6. December 1827.

J. W. v. Goethe.

Der Hannswurst (im gedruckten Vorbericht: die lustige Person) wurde in den Ettersburger Aufführungen des „Jahrmarktsfestes“ und bei der Vorstellung des Bildes im Palais zu Weimar von dem Hofanzmeister Nulhorn gespielt. Dieser war es auch, den die Herzogin beauftragte, den Eröffnungsvorgang der Bildvorstellung zu beschreiben, als sie im Januar nach derselben dem in seiner fränkischen Heimat abwesenden Knebel durch Fräulein von Göchhausen von dem Scherzgedicht Mittheilung machen ließ: Diese „Beilage“ von Nulhorn zum Schreiben der Göchhausen, auf welche sich die Herzogin in der oben angeführten Briefstelle bezieht, ist auch noch vorhanden. Aus Knebels Nachlaß ist sie an die Großherzogliche Bibliothek zu Weimar gekommen. Da dieser Bericht der lustigen Person ein gleichzeitiger, somit viel älterer als der des Dichters ist, und da er den letzteren mit den Zügen der unmittelbaren Darstellung ergänzt, so sei mir vergönnt, mein kritisches Referat mit der genauen Wiedergabe auch dieser Urkunde zu krönen:

„Der Rath Krause hatte auf Angeben des Geheimenraths Göte ein Gemälde gemacht, welches das Neufte zu Plundersweilern vorstellte. Es war ein großer Mischmasch von menschlichen Thorheiten, welche sich an den genannten Ort zutrugten und schien zugleich eine Anspielung auf die Literatur unserer Zeiten zu seyn. Der Gh. G. hatte Verse verfertigt, welche die Beschäftigung und Würde einer jeden Gestalt dieses Gemählde's an's Licht stellten. Das Gemälde, welches in einen über Manneshohen, Götzensför-

migen, mit Satyrköpfen und verguldeten Schnitzwerke verzierten Rahm gefaßt war, stand in dem schmalen Sälgern, gegen die Thür gewendet, worinne man in den Aufenthalt der Medizaischen Venus hineingehet. Es war mit 14 Lichtern erleuchtet und dahinter war ein grünes Tuch angeschlagen, welches die nehmlichen Dienste that als bei einem Gemälde der Grund. Die Musik war im Saal. Die Kleidung des Gh. Götens war rothe Strümpfe, welche über die Knie giengen, eine große Bürgermeistersweste, dergleichen Manschetten, Schapeau und Halskrauße, Rock mit großen Aufschlägen, und eine schwarze Ferruque. Als der Herzogin zu wissen gethan worden war, daß alles bereit sei, gieng der Gh. G. mit mir, der ich die nehmliche Kleidung anhatte als auf dem Jahrmarkt zu Plundersweillen und eine Masque vor dem Gesicht, der Herzogin entgegen; er sagte ihr, er hoste, Thro Durchl. würden denen Vornehmen zu Plund. die hohe Ehre nicht abschlagen, sie ein wenig im Vorbeigehen zu besuchen, da ihnen diese hohe Gnade an den vorigen Jahrmarkt schon einmahl widerfahren sei; doch ließe sich der dasige Senat entschuldigen, daß er nicht selbst gekommen sey, Thro Durchl. zu bewillkommen, weil seine Glieder alle verheirathet und Kinder hätten und sich also des Vergnügens ohnmöglich berauben könnten, ihren kleinen Böglingen heute Abend Heiligen Christ zu bescheeren; derowegen hätten sie ihn armen Hagestolz abgeschickt Thro Durchl. einzuladen. Damit war die Unrede aus, ich gab das Zeichen, daß die Musik angienge und die Herzogin trat in den Aufenthalt der Medizaischen Venus hinein; sie besah mit Fr. v. Föchhaus das Gemälde. Wie die Musik aus war, setzte sie sich, wobei ich ihr den Stuhl schieben mußte; der Gh. G. nahm die Verse und einen Stab in die Hand, deklamirte sie und wies mit dem Stab auf die Sachen im Gemälde, welche die Verse erklärten. Da dieses vorbei war wünschte ich, daß das Gemälde noch einmal so groß wäre, auf daß mein Verstand noch länger auf so eine angenehme Weise ergötzt würde: doch jedes Ding hat sein Ende und meine Beschreibung hat das ihrige auch erreicht.

(Ohne Unterschrift.)

In fidem copiae

A. SCHÜLL.

Graf Beust und die Lage Oestreichs.

Aus Tirol, Mitte Mai.

Graf Beust trat unter der kurzfristigen Reaction Belcredi's ins östreichische Ministerium; sobald dieser Liebling des Hofes beseitigt war und der Sachse dessen Sitz eingenommen, sah er sich genöthigt, der damals mächtigen